



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Devrient ins Stammbuch schrieb, und die, wenn auf irgend einen, auf ihn selbst anwendbar sind:

Wem Edles soll gelingen,
Muß selber edel sein,
Die edeln Neben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewahren,
Die Lehre auch gelebt!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die politische Lage im Mittelmeer. Am 13. Oktober hat die russische Flotte den Franzosen ihren Kronstädter Besuch in Toulon erwidert. Es sind fünf Panzerschiffe gekommen, von denen zwei den Auftrag haben, gleich nach Verlauf der Festlichkeiten ihren Weg durch den Suezkanal in den Großen Ozean zu nehmen, das dritte ist der russische Stationär im Piräus und soll mit den beiden noch übrigen Panzern jene vielbesprochne russische Mittelmeerflotte bilden, die gewissermaßen als die Krönung des russisch-französischen Bündnisses betrachtet wird. Zwar die dauernde Einräumung eines französischen Hafens an die Russen scheint im Hinblick auf die große Erregung, die in England sowohl wie in Italien zum Ausdruck kam, als die ersten Nachrichten davon in die Presse drangen, endgiltig — oder ist es nicht klüger zu sagen vorläufig? — aufgegeben zu sein. Villerfranche oder Ajaccio in russischen Händen zu sehen, mußte allerdings den Italienern als stete Drohung erscheinen, sie wären genötigt gewesen, Gegenmaßregeln zu treffen, und hätten eine Unterstützung bei England suchen müssen, die selbst ein Ministerium Gladstone nicht abschlagen dürfte. So hat man es denn auf russischer wie auf französischer Seite vorgezogen, das Bestehen einer solchen Absicht energisch zu bestreiten, und hat den Plan selbst zunächst aufgegeben. Sehr begreiflich, wenn man weiß, daß beide Mächte ein Interesse daran haben, dem Ministerium Gladstone keine Schwierigkeiten zu bereiten und alles zu vermeiden, was von den Tories zum Sturz des Homerulepropheten ausgebeutet werden könnte. Quietistische Gemüter in England können unter diesen Umständen mit Fug und Recht behaupten, daß der russische Besuch nicht viel zu bedeuten habe, und daß zwei russische Fahrzeuge im Mittelmeer an der Gesamtlage nichts änderten. Senden doch auch andre Mächte Schulschiffe ins Mittelmeer, und läßt sich doch schwerlich erwarten, daß es Rußland wagen werde, mit einem kleinen Geschwader, das noch dazu keinen eignen Standort hat, Kriegspolitik zu treiben. Das alles scheint seine Richtigkeit zu haben und ließe sich noch dahin ergänzen, daß kein völkerrechtlicher Grundsatz irgend einer Nation verbietet, ihre Fahrzeuge ins Mittelmeer zu schicken, und daß die mitteländischen Staaten dieser Thatsache auch insofern Rechnung tragen, als sie fremden

Fahrzeugen, die Kohlen, Wasser oder Proviant aufnehmen wollen oder sonst einen triftigen Anlaß haben, ihre Häfen öffnen. Allerdings nicht ohne einige beschränkende Klauseln. Italien z. B. nimmt nicht mehr als drei fremde Kriegsschiffe in einen seiner Häfen auf, eine Vorsichtsmaßregel, die wohl geboten ist, da eine starke fremde Flotte bei einem unerwartet ausbrechenden Kriege zu einer sehr ernstlichen Gefahr werden kann, wenn sie sich ihren Häfen vorher hat auswählen können.

Trotz alledem möchten wir doch davor warnen, die neue Lage, die durch das Zusammenwirken der russisch-französischen Flotte im Mittelmeer geschaffen ist, allzu optimistisch anzusehen. Führt man auch, wie wir es gethan haben, die für den Augenblick drohende Gefahr auf ihr rechtes Maß zurück, und giebt man zu, daß selbst für die nächste Zukunft weder von französischer noch von russischer Seite Schritte zu erwarten sind, die als Herausforderungen zu betrachten wären, so läßt sich doch nicht verkennen, daß solche Schritte möglich sind, und daß die Thatsache, daß drei russische Kriegsschiffe fortan dauernd im Mittelmeer sein werden, für die Stellung Frankreichs eine Stärkung bedeutet und die Möglichkeit näher rückt, daß Rußland in französische Abenteuer mit hineingezogen wird. Die drei russischen Kriegsschiffe hätten allein nicht viel zu bedeuten, wenn nicht noch zwei andre Dinge von großer Wichtigkeit mitspielten. Einmal der neu erstehende Kriegshafen von Biserta, zweitens die russische Flotte im Schwarzen Meere.

Der Hafen von Biserta, an dessen Ausbau die Franzosen mit rastlosem Eifer und unter Anwendung ungeheurer Mittel arbeiten, liegt an der Stätte des alten Karthago und wird, sobald er einmal ganz vollendet ist, eben so sehr eine Drohung für das heutige Italien sein, wie Karthago eine Drohung für Rom war. Toulon und Biserta bedeuten für die Engländer in Malta wie für die Italiener eine strategische Zwischmühle, deren Wirkung fast untrüglich erscheint, sobald man sich von einem dritten Punkte aus eine russische Mittelmeerflotte als mit ins Spiel eingreifend denkt. Wir denken dabei nicht nur an die drei Panzerschiffe, die heute im Hafen von Toulon liegen, sondern vor allen Dingen an die russische Flotte, die heute noch im Schwarzen Meer als in einem mare clausum eingeschlossen ist.

Bekanntlich kam es auf dem Berliner Kongreß in seiner achtzehnten und neunzehnten Sitzung zum Austausch einander entgegengesetzter Erklärungen zwischen Lord Salisbury und dem Grafen Schuwalow in Betreff der Frage, ob es Recht oder Pflicht des Sultans sei, die Meerengen geschlossen zu halten. England vertrat die erstere, Rußland die letztere Ansicht, und beide gaben ihre Auslegung zu Protokoll; eine Verständigung ließ sich nicht herbeiführen. Der Grund aber, weshalb Rußland dem Sultan nicht das Recht eingeräumt wissen wollte, nach eigenem Ermessen die Meerengen zu öffnen oder zu schließen, liegt klar zu Tage, sobald man bedenkt, daß die Türkei aus eigener Kraft nicht imstande ist, Konstantinopel vor einem russischen Handstreich zu sichern. Darf der Sultan, sobald es ihm behagt, der englischen Flotte den Zutritt durch die Dardanellen und den Bosporus freigeben, so hat er einen Rückhalt, der den Russen, wenn sie nicht durch Überraschung wirken, jeden Erfolg unmöglich macht.

Nun kann es gar nicht zweifelhaft erscheinen, daß Rußland seiner im Schwarzen Meer stehenden Flotte den Weg ins Mittelmeer zu öffnen entschlossen ist. Es ist bekannt, daß im Hafen von Odessa die Transportschiffe, die einer Landung dienen sollen, jederzeit bereit liegen. Es ist außerdem bekannt, daß gerade die Flotte im Schwarzen Meer den tüchtigsten Bestandteil der russischen Flotte bildet, und ebenso bekannt, daß schon heute mit dem Opfer von einem oder zwei Fahrzeugen

die Durchfahrt durch den Bosporus erzwungen werden kann. Der Bosporus ist nur in seinem nördlichen Teile befestigt. Gelingt es russischen Kriegsschiffen, die kurze Strecke bis Therapia, wenn auch unter Opfern, die um des großen Gewinnes willen stets gering erscheinen werden, glücklich zurückzulegen, so liegt ihnen der Weg nach Konstantinopel offen, und unter dem Druck drohender Kanonen würde ihnen der Sultan schwerlich eine Bitte, welche es auch immer sei, abschlagen können. Englische Fahrzeuge, die den weiten Weg durch Dardanellen und Marmarameer zu nehmen hätten, kämen dann jedenfalls zu spät.

Ist aber erst die Flotte des Schwarzen Meers im Mittelmeer, so hat das italienisch-englische Übergewicht sein Ende gefunden. Wir glauben, wie gesagt, nicht, daß sich eine solche Entscheidung von heute auf morgen vorbereitet, daß aber das Vorhandensein einer russischen Mittelmeerflotte die Entscheidung beschleunigt, glauben wir sicher. Schon das rechtzeitige Erscheinen jener drei Schiffe in der Bosphorabai würde genügen, ein englisches Geschwader so lange aufzuhalten, daß inzwischen die von Norden herkommende russische Flotte ihre Pflicht gethan haben kann.

Alle diese Erwägungen legen es England nahe, sich beizeiten vorzusehen. Die Kanonen von Gibraltar sind nicht imstande, die Straße zu sperren und im Fall eines Krieges weitere Verstärkungen einer feindlichen Flotte, die von Westen her käme, zu verhindern. Nur als Stützpunkt eines englischen Geschwaders kann die uneinnehmbare Festung zu einem wirksamen Hindernis werden. Stets aber läßt sich erwarten, daß, wenn sich England nicht in Friedenszeiten im Mittelmeer bedeutend verstärkt, die Gegner den ungeheuern Vorteil haben werden, zu Anfange mit Übermacht auftreten zu können. Gefährdet ist in solchem Falle die englische Stellung in Ägypten (an der freilich die Interessen aller Gläubiger Ägyptens hängen) und damit zugleich die Verbindung mit Indien. Auch unter den Anhängern Gladstones dürften nur wenige sein, die im Ernst die Meinung aufrecht erhalten, England könne sich mit der alten Straße um das Kap der guten Hoffnung herum zufrieden geben. Gefährdet sind schließlich auch die andern Stützpunkte der englischen Stellung im Mittelmeer. Kurz, es ist eine kritische Lage, die sich vorbereitet, und die Zukunft Englands wird davon abhängen, ob es rechtzeitig thut, was es unter unendlich schwierigeren Verhältnissen wird thun müssen, wenn Rußland und Frankreich einmal den Zeitpunkt für geeignet halten, von den Vorbereitungen zur That überzugehen.

Wir erinnern noch daran, daß England in jüngster Zeit zwei seiner mächtigsten Kriegsschiffe verloren hat, und daß schon dadurch seine Stellung im Mittelmeer geschwächt ist. Wenn die angekündigte Verstärkung seiner Flotte nicht mehr bedeutet als den Ersatz für diese Verluste, bleibt der Vorsprung auf französisch-russischer Seite.

Und nun noch einige Worte über die Stellung Deutschlands zu dieser Mittelmeerfrage. Wir können nicht scharf genug betonen, daß wir an einer sich dort abspielenden Entscheidung in keiner Weise teilzunehmen haben. Die Aufgaben unserer Marine liegen in der Ost- und Nordsee, nicht im Mittelmeer. So lange man in England glaubt, daß wir uns für seine orientalischen Interessen opfern könnten, ist nicht zu erwarten, daß die Engländer selbst thun werden, was ihre Pflicht zu eigener Selbsterhaltung fordert. Außer Herrn Gesslen giebt es aber wohl niemanden in Deutschland, der zu wünschen imstande wäre, daß wir den Herren Vettern Indien garantiren, um dadurch ihre kostbare Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Wir brauchen diese Bundesgenossenschaft nicht, sobald England die eignen Interessen selbst zu wahren entschlossen ist. Will es das aber nicht, so nützt uns der Verbündete nichts, und aus dem Bundesgenossen wird eine Last.

Noch ein katholischer Schulkalender. Vor kurzem ist von dem in Donauwörth bei Auer erscheinenden ultramontanen „Taschenkalender für die studierende Jugend“ der sechzehnte Jahrgang (vom 1. September 1893 bis 31. März 1895) versandt worden, ein Beweis dafür, wie beliebt und verbreitet dieses kleine Notizbuch bei den Gymnasiasten ist, denn nur solche sind nach bairischem Sprachgebrauch unter der studierenden Jugend zu verstehen. Zunächst einige Worte über die äußere Einrichtung dieses Kalenders. Auf eine Seite für besonders bemerkenswerte Tage folgen zwei Kalendarien; das für süddeutsche Anstalten reicht vom September 1893 bis zum August 1894, das für die norddeutschen vom April 1894 bis zum März 1895, was sich aus der Verschiedenheit des Schuljahres erklärt, also nicht so seltsam ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Der alphabetische Geschichtskalender dient zu Nachschlagezwecken und mag trotz seiner oft wunderlichen Kürze für den Schüler nicht ganz unpraktisch sein. In ihm prangt außer Windthorst's Namen auch z. B. der Mallinckrodt als eines Zentrumsführers, während von Luther nach einigen kurzen Daten in Klammern gesagt wird: Die Worte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ hat Luther, wie jetzt selbst protestantische Forscher erklären, nicht gesprochen — als ob damit der Reformation eine wesentliche Stütze entzogen würde! Auf den römischen Kalender folgen die siebenunddreißig leeren Seiten eines Notizkalenders, dann „Meine Lehrer“ (zwei Seiten), „Meine Mitschüler“ (auch nur zwei Seiten), zwei Stundenpläne, Verzeichnis der Einnahmen und Ausgaben (vier Seiten) und ein Bücherverzeichnis (eine Seite). Damit ist der eigentliche Kalender erschöpft, und es beginnen nun im zweiten und Hauptteil die Aufsätze.

An ihrer Spitze steht eine Abhandlung: Gläubige Naturforscher aus fünf Jahrhunderten, die deshalb Anerkennung verdient, weil sie auch mehreren protestantischen Gelehrten gerecht wird und zum Schluß den „alten, liebenswürdigen Protestant Claudius“ wegen einer treuherzigen Auslassung über gläubige Bekenner innerhalb der Naturwissenschaften lobt. Trotzdem fehlt dem Artikel nicht die katholische Spitze, wenn bei Besprechung der Persönlichkeit des Kopernikus an Gettinger's Worte in seiner Apologie des Christentums erinnert wird: „Man vergesse nie: der Entdecker des Weltsystems war ein (katholischer) Priester.“ Ein kausaler Zusammenhang zwischen diesen beiden Thatsachen dürfte allerdings kaum bestehen; auch ist nicht bekannt geworden, daß die Naturwissenschaft, insbesondere die Astronomie seitdem eine katholische oder priesterliche Färbung trüge. Aber man riecht doch schon Tendenz. Stärker wird dieser Geruch, nachdem wir Dom Bosco kennen gelernt und die Mahlzeiten im Altertum verzehrt haben (freilich nur die griechischen und auch diese nur in lateinischen Buchstaben, damit sie auch für Realgymnasien und andre schmachhaft sind). In dem Aufsatz: Ein katholischer Dichterheros wird nämlich der greise Westfale Friedrich Wilhelm Weber, dessen Bild dem Kalender als Titelkupfer beigegeben ist, als ein Verfechter katholischen Glaubens und katholischer Lehre gepriesen: „Wir Katholiken blicken zu ihm empor in dem stolzen Gefühle, daß er einer der unsrigen ist.“ Über Gefühle läßt sich ebenso wenig streiten, wie über den Geschmack; aber Webers epische Dichtung Dreizehnlinden ist auch in sehr vielen gut protestantischen Familien heimisch geworden. Wir Protestanten pflegen aber bei der Beurteilung dichterischer Leistungen nicht nach dem Taufschein zu fragen und freuen uns, daß Weber einer der unsrigen, nämlich ein Deutscher ist. Allerdings können wir ihn nicht mit dem Heiligenschein vollendeten Dichtertums schmücken; wir würden das aber auch nicht thun, wenn er ein Protestant wäre. Dieser „unreligiöse“ Standpunkt hat uns stets von den Ultramontanen geschieden und wird

uns von ihnen scheiden, solange die Römlinge keine deutsche, sondern eine katholische Litteratur anstreben. Daß das aber nicht bloß in dem harmlosen Falle Webers geschieht, den man mit protestantischer Gewissensfreiheit noch gelten lassen kann, beweist der nächste Aufsatz: Einige Winke über die Lektüre (nach dem vortrefflichen [!] Buche: Das Studium und die Privatlektüre. Siebzehn Konferenzen, den Böglingen des bischöflichen Konvikts zu Luxemburg gehalten von Bern. Krier, Direktor. Freiburg, Herder, 1892). Nach einigen allgemeinen Warnungen vor Büchern gegen den Glauben und gegen die Sitten, insbesondre vor Romanen, werden hier von den Alten Homer und Virgil, von den epischen Dichtungen das Nibelungenlied, das Gudrunlied, Parsival und Heliand empfohlen, letztere von dem Jesuiten Stecher für die Schule und Familie umgedichtet, endlich F. W. Webers Epos Dreizehnlinden, das sich ganz auf katholischem Boden bewegt (!). „Die sogenannten Klassiker können nicht empfohlen werden, mag auch noch soviel dafür geschrieben werden. Wenigstens sollen sie nur mit vorsichtiger Auswahl und an der Hand einer guten Litteraturgeschichte gelesen werden, ihre Lektüre ist und bleibt verderblich. Poesie, sagt Stolberg, die nicht der Wahrheit (d. h. der katholischen Kirche) gewidmet ist, schimmert, ohne zu wärmen; Bethörte laufen dem hüpfenden Irriwisch nach, er erlischt und läßt sie im Sumpfe. Der katholische Student (= Schüler) lerne die Klassiker nur aus der Sammlung von Lindemann kennen, das genügt vollständig für ihn.“ Nach dieser belustigenden negativen Kritik fragt sich nun nicht bloß der Leser, sondern auch der Verfasser des Aufsatzes, was denn der katholische Schüler überhaupt lesen solle? Da stellt sich denn sofort heraus, daß sich die katholische Unterhaltungslitteratur mit der nichtkatholischen vollständig messen kann, und daß für die Bedürfnisse des katholischen Schülers vollständig gesorgt ist durch die Schriften von Alban Stolz, Beda Weber, Bach (Studien und Lese Früchte aus dem Buche der Natur), Sebastian Brunner (Woher, Wohin), Benno Brömmel (Memoiren eines Totenkopfs), Hettinger (Aus Welt und Kirche), durch die Reisebilder der Jesuiten Spillmann und Baumgartner u. a.; ferner werden empfohlen die Romane Fabiola von Wisemann, Maria Regina und Doralice von Hahn-Hahn, einzelne Schriften von Laicus, die Novellen des Jesuitenpaters Diel und endlich die Romane von Volanden. Dieser Index erlaubter und verbotener Bücher läßt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Also die liebe Mittelmäßigkeit wird empfohlen, wenn sie nur gut katholisch ist. Aber fort mit den Klassikern! Nicht einmal Schillers Jungfrau von Orléans und Maria Stuart, die doch sonst bei Anwendung des Grundsatzes: „Legt ihrs nicht aus, so legt was unter“ vor ultramontanen Augen hie und da Gnade finden, sind freigegeben. Über Goethes Verwerfung wundern wir uns nicht, zumal nach Baumgartners bekanntem Werke, das die Empfindungen und Absichten der Katholiken so herrlich offenbart, obgleich es an verschiedenen Stellen und besonders am Schluß einige kluge Zugeständnisse macht. Übrigens ist es hübsch, daß unser Kalender diese Verdammung Goethes in einer auf den eben behandelten Artikel folgenden kurzen Lebensbeschreibung P. Alexander Baumgartners, S. J., mit der üblichen Pfüffigkeit ausspricht, indem er einige Sätze des Protestant (!) Menzel anführt (Goethes Lektüre richtet großes Verderben an, denn wie der Protestant Menzel sagt, ist Goethe ein Meister schöner Form bei unsittlichem Gehalte. Er besitzt das Talent, den Leser zu seinem Mitschuldigen zu machen, ihm ein billiges Gefühl abzuzaubern u. s. w.). So wirds gemacht! Armer Matthias Claudius, in was für eine Gesellschaft bist du geraten! In den letzten drei Aufsätzen wird Ludwig Pastor als des „großen katholischen Historikers Janßens“ würdiger Nachfolger gefeiert, werden die katholischen Studenten-

verbindungen empfohlen, wird die Schweiz gepriesen, weil sie in der Universität Freiburg eine katholische Hochschule hat, „was Deutschlands Katholiken mit gutem Grunde solange schon ersehnt haben, und was sie — dank den antireligiösen resp. (!) antikatholischen Strömungen im Vaterlande — wohl noch lange ersehnen werden.“ Dieser Satz hat einen ungemein wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht, weil er — so viel wir haben finden können — das einzigmal in dem ganzen Büchlein das Wort Vaterland ausspricht. Allerdings haben wir die Frage: Was ist des Zentrums Vaterland? im Hinblick auf die übrigen Aufsätze nur mit Mühe unterdrücken können, zumal da von Kaiser und Reich nirgends die Rede ist. Doch halt! Schlagen wir noch einmal im alphabetischen Geschichtskalender nach. Richtig, da steht: Deutsche Kaiserproklamation 18. 1. 1871, und Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. 27. 1. 1859, herrscht seit 15. 6. 1888. Auch Wilhelm I. und Friedrich III. finden sich. Also im Geschichtskalender wenigstens ist von diesen Thatfachen die Rede. Freilich, der leidige deutsche Schulzwang verlangt sie nun einmal von den Schülern, auch von den ultramontanen! Aber er verlangt auch von ihnen eine bestimmte Kenntnis der Klassiker, deren Lektüre — besonders was die Dramen betrifft — in den Lektionsplan der Gymnasien überall aufgenommen ist, auch in Baiern. Was soll man nun dazu sagen, daß sich dieser Taschenkalender für Schüler zu den Forderungen der Schule in offenkundigen Widerspruch stellt? Ist es nicht eine Taktlosigkeit, ja ist es nicht eine offenkundige Verleitung zum Ungehorsam, wenn dieses Notizbuch gegen die Klassiker zu Felde zieht und ihre Lektüre widerrät? Denn das Hinterpförtchen der Lindemannschen Sammlung ist doch eigentlich nach allem, was vorher und sonst in dem ganzen Buche steht, zu kläglich, um ernst genommen zu werden.

Der preußische Schulmeister, der bekanntlich „die Schlacht bei Sadowa gewonnen“ hat, soll jetzt auch der Hydra der Sozialdemokratie den Kopf zertreten. Nun wohl! Er soll aber auch den nationalen Gedanken pflegen, soll „predigen und sprechen von Kaiser und von Reich.“ Wie ist das aber möglich, wenn der bairische Nachbar unsre katholischen Schüler mit derartigen Taschenkalendern beglückt, wenn ein bestimmter Teil seiner Schulmänner überhaupt so denken und so schreiben kann? Wir haben in brausender Jugendzeit Herweghs Reiterlied gesungen:

Dies Reistchen hier, wem bring ich es gleich,
Dies Reistchen dir, o römisches Reich,
Zum Sterben! zum Sterben!

Heute dürfen wir es nicht mehr beim Singen und Trinken bewenden lassen.

Deutsche Nationalbühne. Unter diesem Titel erscheinen seit dem April dieses Jahres Mitteilungen einer Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft, auf deren treffliche Bestrebungen wir unsre Leser nachdrücklich hinweisen möchten. Die Gesellschaft hat sich gebildet zur Hebung der deutschen Bühne; sie verlangt Pflege des Idealen und Nationalen, Pflege einer anständigen und ehrlichen Dichtung, Auf- führung des besten, was die Vergangenheit geschaffen hat und was die Gegenwart hervorbringt, sie bekämpft den übermäßigen Einfluß der Fremde, die Herrschaft der bloßen Wache und des rohen Effekts, vor allen Dingen das künstliche Bedürfnis des Hautgouts, das uns unsre Theaterdirektoren weismachen — unsre besten dramatischen Talente getrauen sich heute kein Stück zu schreiben, in dem nicht ein fauler Fleck wäre!

Das sind Ziele, die mit der wünschenswerten Entwicklung unsers nationalen und geistigen Lebens in einer Linie liegen, Ziele also, die zu erreichen viele Freunde

der grünen Blätter ihre Hand bieten werden, indem sie der Allgemeinen deutschen Bühnengesellschaft beitreten; der Jahresbeitrag ist auf zehn Mark festgesetzt worden. Der Verein will zunächst versuchen, bestehende Bühnen durch Gewährung von Zuschüssen für seine Zwecke zu gewinnen, er hat aber für die Zukunft die Erbauung eines eignen deutschen Bühnenhauses in oder bei einer mitteldeutschen, für den Reiseverkehr günstig gelegenen Stadt (etwa bei Eisenach) ins Auge gefaßt, wo einen Teil des Sommers über eine Reihe von ausgezeichneten Vorstellungen gegeben werden könnten. Ausführlich berichtet über diese Pläne das vorzüglich geschriebene erste Heft der Mitteilungen, auf deren Titelblatt Namen von bestem deutschen Klange als Herausgeber stehen: u. a. Professor Schreyer in Schulpforta, der Leipziger Historiker Lamprecht und Adolf Graf von Westarp.



Schwarzes Bret

Das kleine Journal vom 11. Oktober schreibt: „Eine Weile konnte Laasse mit Nieger und Genossen das czechische Volk preisen und die Deutschen chikanieren, dann aber erhob die czechische Demokratie ihr struppiges Karyatidenhaupt, und heute blickt der Wiener Hof auf dieses mit Schrecken. Die Slaven sind sehr empfänglich für die radikale Saat, unter welcher die kommunistische Flora gut gedeiht.“

Wie neidisch wird Wippchen werden, wenn er diese Sätze liest! Etwas, wie das struppige Karyatidenhaupt, wird ihm nie gelingen.

Im letzten Hefte der Grenzboten wird in dem Aufsatz: „Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen“ mit Recht der Gebrauch des Wortes „Beklagter“ (für: Angeklagter) getadelt. Was soll man aber sagen, wenn von „Beklagter“ gar noch ein Adjektivum „beklagtisch“ gebildet wird, z. B. „das beklagtische Geständnis“ (für: das Geständnis des Angeklagten)? Muß sich da nicht ein deutsches Herz zusammenkrampfen? Und doch ist so zu lesen selbst in einem berühmten Lehrbuch der Institutionen.

Im Wiesbadener Tageblatt vom 15. Oktober steht folgende Anzeige: „Gebildete Dame findet in [nämlich in] ersten Kreisen verkehrender deutscher Familie in Florenz für nächsten Winter comfortables Home.“

Nette Familie! Wer sich dort einmietet, macht offenbar zugleich einen Fortbildungskursus in der allernuesten deutschen Bildung durch.



Berichtigung. In dem Aufsatz des vorigen Heftes: Die Sprache der gerichtlichen Entscheidungen ist durch ein Versehen der Druckerei in der letzten Zeile auf Seite 119 der Satz ausgelassen worden:

Die Sprache soll einfach und klar, edel und vornehm gehalten sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig